

Brigitte Sellach

Die Utopie in der Wirklichkeit weiblicher Karrieren

„Es war nicht immer nur Glück...“, aber es war (und ist) eine weibliche Karriere, verbunden mit gesellschaftlichem Ansehen, Gestaltungsmöglichkeiten, Macht und Einkommen, was für die meisten auch wirtschaftliche Sicherheit bedeutet. Mit meinem Thema gehe ich noch weiter, wenn ich weibliche Karriere als Aufbruch in die Utopie eines „besseren“ Lebens für Frauen, eines „gesellschaftlichen Idealzustandes“ verstehe, entsprechend der Definition im Fremdwörterbuch des Duden von 1966, auch wenn dort „utopisch“ zugleich als „schwärmerisch unerfüllbar, unwirklich, wirklichkeitsfremd“ definiert wird.

Für Uta Enders-Drägässer sind „Utopien Fantasiegebilde, Produkte der Vorstellungskraft, aber auch Entwürfe für eine andere und bessere Welt, konkretisierte Wünsche, Träume. Selbst wenn sie noch so unrealistisch erscheinen, können sie doch neue Orientierungen geben und in ungeahnter Weise Wirkungen entfalten, weil sie immer auch Kritik am Bestehenden zum Ausdruck bringen und den Wunsch, es zu verändern. Utopien eröffnen mit ihrer Sicht auf das Unmögliche, mit dem Aussprechen des Unausgesprochenen, mit dem Fantasieren des Ungedachten den Blick auf mögliche Veränderungen und nicht nur in einer anderen und besseren Zukunft, denn sie sind ein Blick auf Mögliches, auf Neues, auf Veränderbares im Gegenwärtigen. Denn Utopien stellen Selbstverständliches dadurch in Frage, daß sie an die Stelle des Seitherigen das erdachte Neue, das erfundene Andere mehr oder weniger konkret setzen“.

Am Beispiel der von Frauen in den letzten 20 Jahren aufgebauten Fraueninfrastruktur erklärt sie, wie „Utopien auf die Gegenwart verändernd einwirken können, weil sie Problemlagen sichtbar machen, die noch nicht offenkundig sind oder die noch bestritten werden, weil sie innovative Antworten auf schon bekannte Problemlagen darstellen können und wenn der weibliche Wunsch Mutter der Utopie ist“ (Enders-Drägässer 1995, 79). Ähnlich wie Enders-Drägässer meint auch Holland-Kunz (1988), daß feministische Ent-

würfe einer anderen, „besseren“ Welt für Frauen ihre Wurzeln in der gegenwärtigen „nekrophilen“ patriarchalen Welt haben, gleichsam als Kritik am Patriarchat formuliert sind. Von diesem Verständnis her könnte Realität auch in Utopien hinein verlängert werden und umgekehrt.

Unter Karriere verstehen die Autoren des Fremdwörterbuches u.a. „eine bedeutende, erfolgreiche Laufbahn“. In der Ausgabe von 1997 ist der Begriff „Karrierefrau“ ergänzt, mit dem eine Frau bezeichnet wird, „die beruflich eine wichtige Stellung innehat und auf eine erfolgreiche Laufbahn bedacht ist“. Klar ist, daß die Autoren „Karriere“ nicht in der Privatheit der Haus- und Familienarbeit angesiedelt haben, z.B. Kinder geboren und sie gut versorgt und gebildet zu haben, sondern die „Karriere“ in der öffentlichen Sphäre von Politik, Beruf und Gesellschaft meinen.

Wenn ich trotz postmoderner Debatte von einem Konsens zum Begriff „weiblich“ ausgehe, sind die Begriffe in meinem Thema nun so definiert, daß ich mit der Arbeit beginnen kann, die utopische Dimension in der Wirklichkeit weiblicher Berufskarrieren zu identifizieren. Und Berufskarriere heißt für die hier versammelten Frauen auch aus der männlichen Perspektive wirklich erfolgreich zu sein als Ministerin, Staatssekretärin, Stadträtin, Professorin oder selbständige Unternehmerin, in Positionen also, die auch für männliche Laufbahnen als Erfolg gelten können.

Meine These zur Utopie, zum „besseren“ Anderen in der gegenwärtigen Wirklichkeit weiblicher Karrieren ist, daß Frauen nicht über Männer vermittelt erfolgreich sind, sondern im Gegenteil nur dann, wenn sie sich positiv auf Frauen beziehen und sich aufgehoben fühlen können in einem Frauennetz kollektiver Anstrengungen zur Gewinnung von Freiheit, die verbunden ist mit sozialer Verantwortung und gesellschaftlicher Macht. Insofern sehe ich unsere Karrieren eingebettet in die Geschichte der Frauenbewegung als eine individuelle und kollektive Leistung zugleich, mit der jede Frau etwas beiträgt zur Utopie der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern.

Die Ergebnisse vieler Studien aus der Frauenforschung scheinen diese Vermutung allerdings eher zu widerlegen; dazu drei Argumente aus der Literatur (mit kritischen Anmerkungen):

- Im Mittelpunkt vieler Texte stehen Konkurrenz und Konflikte unter Frauen, durch die Kooperation und gegenseitige Bestärkung behindert werden; als Bilder werden entweder die Konkurrenz unter Frauen um den „nächst übergeordneten Mann“ beschrieben wegen des Zugangs zur

Macht, den scheinbar nur er öffnen kann, oder ein Mutter-Tochter-Verhältnis, das in der Regel konflikthaft imaginiert wird (vgl. u.v.a. Roggenkamp 1993; Wülfing 1994; Flaake 1997). Dabei wird offensichtlich unterstellt, daß Konkurrenz zwangsläufig mit „Feindschaft“ oder Abwertung von Frauen verknüpft ist. Weiter scheinen hinter der Trauer über das mißlungene „Projekt Frauensolidarität“ (Meyer 1994) die positiven Erfahrungen gelungener Kooperation zu verschwinden.

- In einigen empirischen Studien wird der Erfolg von Frauen eher auf männliche, weniger auf weibliche Förderung zurückgeführt. Z.B. zieht Birgit Meyer (1994) aus der Befragung erfolgreicher Politikerinnen den Schluß, daß sie sich in ihrer Erinnerung eher auf die Förderung, die sie vom Vater erhalten haben, weniger auf die der Mutter beziehen, wenn sie ihren Erfolg erklären. „Fast unisono wird der Vater als identitätsstiftendes Vorbild hervorgehoben“ (390). Offen bleibt allerdings, inwieweit in den Interviews überhaupt nach der Förderung durch die Mütter gefragt wurde. Weiter ist zu bedenken, daß es weibliche Vorbilder für Politikerinnen noch nicht so lange gibt, daß sie als Rollenmodelle für Frauen dienen könnten; ebenso waren relativ wenige Frauen politisch erfolgreich und daher öffentlich sichtbar, so daß vor allem ältere Frauen fast zwangsläufig davon ausgehen müssen, daß sie sich an ihren Vätern orientiert haben und von ihnen unterstützt wurden.
- In Studien zum Erfolg von Wissenschaftlerinnen wird ihr Erfolg eher auf Hinweise und Initiativen wohlmeinender Lehrer zurückgeführt. Vera Werner und Claudia Bernardoni (1987) haben z.B. (auch Angelika Wetterer) erfolgreiche Wissenschaftlerinnen daraufhin befragt, wie sie ihre Karriere geplant haben. Ergebnis ihrer Untersuchung war, daß sie eher nicht geplant hatten, sondern diese Position „irgendwie“ errungen haben, z.B. weil ein Doktorvater oder Professor meinte, daß sie weitermachen sollten. Kritisch angemerkt sei hier, daß diesen wenigen Beispielen die vielen Beispiele mißlungener Karrieren gegenüberstehen, weil Männer sich entweder die Arbeitsergebnisse der Kolleginnen angeeignet haben oder Frauen durch sexistische Übergriffe an der Arbeit und am Erfolg behindert haben (vgl. Schmerl 1997). Weiter ist auch hier festzuhalten, daß bei einem Anteil von 4,7% Frauen an der deutschen Professorenschaft Frauen zwangsläufig eher Doktorväter als Doktormütter haben. Gleichzeitig wird in diesem Argument Förderung reduziert auf einen fachlich-wissenschaftlich betreuenden Diskurs. Ausgeblendet bleiben die sozialen und emotio-

nen Dimensionen der Förderung, mit denen das Durchhalten der Strapazen auf dem dornigen Weg der Karriere erst möglich wird.

Was fehlt sind Untersuchungen, in denen in den Begriff „Karriere“ die andere Seite der gesellschaftlichen Arbeit, die versorgende Haus- und Familienarbeit, einbezogen und in ihrer die „Karriere“ im öffentlichen Bereich unterstützenden Funktion reflektiert wird. Für Männer ist dieser Aspekt im Slogan der Frauenbewegung zusammengefaßt: hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau. Wer aber steht hinter jeder erfolgreichen Frau, bestimmt eher nicht ein Mann. Weiter sollten erfolgreiche Frauen systematisch nach der Bedeutung von Frauen und Männern in ihrem Leben gefragt werden, so daß z.B. auch negative Abgrenzungen gegen die Mütter – „so wie sie möchte ich nicht werden“ – als konstruktive, karrierestiftende Elemente erkennbar werden, nicht nur als Konflikte oder Behinderungen. Schließlich bildet sich gerade aus der Kritik an der Realität der Mutter die Utopie, die Vorstellung für ein „anderes“ Leben.

Als empirische Belege für meine These will ich meine eigenen Erfahrungen einführen:

- zum Mutter-Tochter-Konflikt: dieser Konflikt war in meiner Geschichte nur eine Seite meiner Beziehung zu meiner Mutter. Negativ abgegrenzt habe ich mich gegenüber der Hausarbeit, gegenüber ihrer Gebundenheit durch Familie, vor allem aber gegenüber ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von ihren beiden Ehemännern, wobei der erste sie zudem in Armut gestürzt hat. Aber ich war ihr auch dankbar, daß sie mir trotz der finanziellen Enge erlaubt hat, Abitur zu machen, obwohl meine Leistungen zu keinerlei Hoffnung Anlaß gaben. Indem sie mich mit den jüngeren Geschwistern gefordert hat, hat sie mich soziale Verantwortung gelehrt, ihr politisches Interesse und ihre Sprachkompetenz haben mich schon sehr früh fasziniert und angeregt.
- zum Vater-Vorbild: zum Glück hatte ich zwei Väter, so daß mir alternative Vorbilder zur Verfügung standen, ein vernachlässigender „Erzeuger“ und ein sehr fördernder, für die Familie verantwortlich handelnder Vater. Er war Diplomingenieur und hat mir in meiner Kindheit die Grundzüge des Elektrohandwerks beigebracht. Er war ein Vater-Mann-Vorbild, aber keineswegs konnte ich mich in meiner „Karriereplanung“ an ihm orientieren. Zum einen mußte ich irgendwie die „Kinderfrage“ berücksichtigen, die meine Mutter u.a. schließlich aus dem Rennen geworfen hatte. Zum

anderen habe ich meinen Beruf im sozialen, nicht im technischen Bereich gewählt, mit anderen Worten eine als typisch weiblich geltende Berufsentscheidung.

- zur Förderung durch Lehrer: da sind meine Erfahrungen gänzlich andere als die, die in der Literatur berichtet werden. Die Ehrenrunde im Gymnasium mußte ich trotz jährlicher Gefährdung erst dann drehen, als ich zum ersten Mal einen Klassenlehrer hatte; in meiner wissenschaftlichen Arbeit wurde ich von Männern eher behindert als gefördert, den Weg ins Staatssekretariat hat mir die Frauenbewegung geebnet, obwohl von den Machtverhältnissen her der männliche Parteiführer in Hessen den Daumen heben mußte; er hat ihn dann allerdings auch relativ schnell wieder gesenkt.

Wenn es also nicht Männer waren, auf die ich mich in meiner Laufbahn stützen konnte, müssen es Frauen gewesen sein. Es gilt, sie systematisch zu entdecken und ihnen zu danken.

Es sind immer wieder andere Frauen, die in jeder Phase der Entwicklung kürzer oder länger einen besonderen Platz einnehmen. In der Kindheit waren es Tanten aus der Großmüttergeneration, die im Gegensatz zum Leben meiner Großmütter und Mutter ein unabhängiges, selbständiges Leben geführt und sich meiner angenommen haben. Beispielsweise verbrachte eine viel Zeit mit mir, schon bevor ich zur Schule ging. Eine andere führte mich als Jugendliche bereits in die Anthroposophie ein, brachte immer mal interessante Bücher vorbei und lehrte mich durch das Gespräch mit ihr zu denken. An jüngere oder ältere Onkel kann ich mich kaum erinnern.

In der Schulzeit und Pubertät waren es selbständige Frauen, die mich als Lehrerinnen in einer Mädchenschule oder als Leiterin der Mädchengruppe gefördert haben.

In der Ausbildung waren es Professorinnen; z.B. verdanke ich Barbara Fülgraff einen spannenden und dabei unkomplizierten Studienabschluß, weil sie mich in der für Abschlüsse schwierigen Soziologie in Frankfurt gut über die Hürden der Diplomarbeit geleitet hat. Dann gab es die Frauengruppe auf dem Weg in die Stadtverordnetenversammlung, die auch den Erfolg meiner Arbeit dort mit begründet hat. Und es gab Freundinnen und die Gefährtin.

Abschließend möchte diese persönlichen Erfahrungen wieder verallgemeinern: Die Grundlagen von Karriere in der Unterstützung von Frauen, Müttern, Tanten, Schwestern, Freundinnen, Lehrerinnen zu sehen und das eigene

Leben biographisch von diesem Prinzip her zu rekonstruieren, ist zuerst einmal ein theoretischer Akt. Aber damit setze ich mehr oder weniger konkret „an die Stelle des Seitherigen das erdachte Neue, das erfundene Andere“, die Utopie (Enders-Drägässer). Aus dieser Perspektive wächst dann auch die Erkenntnis von der Bedeutung, die jede von uns für andere, insbesondere für die jüngeren Frauen hat und von der sozialen Verantwortung, die damit verbunden ist. Die Voraussetzung dafür ist, Frauen zu achten, ihr Leben und ihre Arbeit zu würdigen und ihnen zu danken – wiederum ein Stück realer Utopie.

Literatur

Der Große Duden: Fremdwörterbuch. Mannheim, Wien, Zürich 1966

Editorial: Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis: Utopie, Richtiges im Falschen?, Heft 39 Köln 1995

Enders-Drägässer, Uta: Frauen, Macht und Utopien: Frauen in politischer Verantwortung. In: Hast, Hildegard (Hrsg.): Frauen sind....ohnmächtig, übermächtig, mächtig...eine Macht. Dokumentation der 5. Fuldaer Frauenwoche. Fulda 1995

Flaake, Karin: Frauen in Arbeitszusammenhängen: Kooperation und Konkurrenz – unvereinbar? In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 1997

Holland-Cunz, Barbara: Utopien der neuen Frauenbewegung. Gesellschaftsentwürfe im Kontext feministischer Theorie und Praxis. Meitingen 1988

Meyer, Birgit: „Hat sie heute denn überhaupt gekocht?“ Frauen in der Politik von der Nachkriegszeit bis heute. In: Brückner, Margrit; Meyer, Birgit (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg 1994

Roggenkamp, Viola: Begehren statt entbehren. Frauen im Konkurrenzkampf. In: Koppert, Claudia: Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen. Berlin 1993

- Schmerl, Christiane: Geschlechterbilder im Wissenschaftsspiel – Genutzte Chancen versus verlorene Selbstachtung. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1/2, 1997
- Bernardoni, Claudia; Werner, Vera (Hrsg.): Ohne Seil und Haken. Frauen auf dem Weg nach oben. Bonn 1987
- Wülfig, Gisela: Die öffentliche Frau. Ein vertrautes oder fremdartiges Zauberesen? In: Brückner, Margrit; Meyer, Birgit (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg 1994